

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

Jean Peters, 36 Jahre alt, ist Journalist und Aktionskünstler. Er hat in London und Berlin Politikwissenschaften studiert und das medien-taktische Kollektiv Peng! gegründet, mit dem er regelmäßig Unternehmen unterwandert, auf mehreren Kunst-Biennalen ausstellt und das mit dem Aachener Friedenspreis ausgezeichnet wurde. 2018 war er Mitbegründer der NGO Seebrücke und war 2019 für das Recherchezentrum *Correctiv* undercover in der Klimaleugner_innenszene. Jean Peters lebt in Berlin.

Jean Peters

**Wenn die Hoffnung stirbt,
geht's trotzdem weiter**

Geschichten
aus dem subversiven Widerstand

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Abrufdaten aller in den Anmerkungen aufgeführten Links:

18.12.2020

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397087-6

Inhalt

Die Hoffnung 9

Schuld und Sahn 15

Selbstbewusstsein 23

Gewalt 26

Militanz 29

Demokratie 31

Sicherheit 36

Ressourcen 42

Korrekt verkacken 45

Als wir Pässe fälschen ließen 45

Das Manifest: Ein ethischer Leitfad

Wenn Staat kann, schlägt Staat zurück 58

Diskurse hacken 64

Aufruf zur Fluchhilfe 64

Apropos: Die politische Ablenkung 68

Die Ölfontäne bei Shell 76

Die Vattenfall-Übernahme 84

Als Google-Manager im *Forbes Magazine* 93

Intervention 105

Der PR-Krieg gegen die Waffenindustrie 105

Wie wir der CDU das Christentum zurückbrachten 108

Weshalb die Waffenindustrie von uns einen Friedenspreis bekam 113

Warum wir im Namen von Heckler & Koch Kleinwaffen zurückriefen 126

- Wie wir Aktionäre wurden und Gesetze schrieben 130
- Die Finanz-Hypnose 133
 - Die Regulation der Finanzregulation 138
- Der Exit-Verein für Geheimdienste 142
 - Das Callcenter zur Unterwanderung der NSA 158

Journalismus, Kunst & Aktivismus 162

- Aktion & Kunst: Aufruf zum Diebstahl im Supermarkt 174
 - Apropos: Populismus 185
- Kunst & Journalismus: Undercover beim Kapitalismus 188
 - Apropos: Mediale Mimikry 200
- Journalismus & Aktion: Unsere Geschäfte mit den Klimaleugner_innen 203

Wenn die Hoffnung stirbt, können wir uns trotzdem organisieren 217

- Organisation 223
- Konstruktion 225

Critical Campaigning Manifesto 228

- Liste aller Aktionen & Recherchen 230
- Anmerkungen 233

Die Hoffnung

Anfang 2015 saß mir in einem Berliner Café der ehemals hochrangige NSA-Offizier an einem dieser billigen Aluminiumtische gegenüber. Ich war im Durchhaltemodus, hatte in der Nacht zuvor kaum geschlafen. Der alte Mann ruhte in sich selbst, doch obwohl sein Körper vom Alter gezeichnet war, strahlte er eine enorme geistige Klarheit aus. Er blickte mir warm und herzlich in die Augen, holte einen Zettel hervor und schrieb mit seinem roten Kuli eine Nummer darauf. Ans Ende der aus acht Ziffern bestehenden Reihe machte er vier Kreuze: xxxx.

Mit seiner faltig-papierhütigen und mit Altersflecken gesprengelten Hand schob er mir den Zettel rüber: »Hier hast du die Nummern der NSA-Black-Phones.« Was Black Phones eigentlich sind, weiß ich bis heute nicht. Egal. Ich hielt die Durchwahlen zur CIA und zu Tausenden von NSA-Mitarbeiter_innen in der Hand! Nicht zum ersten Mal fühlte ich mich wie ein Trottel in einem Spionagethriller. Ein Stift, ein Zettel und eine Nummer darauf: Ich hätte nicht gedacht, dass es so einfach sein wird, der NSA auf die Pelle zu rücken.

So ging es mir bei den meisten Aktionen, die ich zusammen mit meinen Freund_innen vom Peng Kollektiv, aus dem Theater oder mit Kolleg_innen aus dem investigativen Journalismus gemacht habe: Menschen die Flucht nach Europa ermöglichen. In Robin-Hood-Manier zum Diebstahl in ausbeuterischen Supermärkten aufrufen. Den gewieftesten aller Kohlelobbyisten in eine Falle locken. Das alles geht, wenn wir es wollen.

Und mit diesem Buch möchte ich Sie dazu einladen, es zu wollen. Denn wenn die Polkappen abgeschmolzen sind, wenn faschistische Milizen weltweit wie Pilze aus dem Boden sprießen, wenn die globale Totalüberwachung sich in jedem Wohnzimmer etabliert hat – was machen wir dann? Es wird immer Gründe für sozialökologische Kämpfe geben, egal wie verzweifelt die Lage erscheinen mag. Aber es ist doch naheliegender, sie dort zu führen, wo wir den Raum dazu noch haben.

Mich treibt dabei nicht nur eine vage Utopie einer sozialen und ökologischen Gesellschaft an, sondern auch die Negation der jetzigen. In dieser Ablehnung steckt die Haltung der Suche, der Leidenschaft und der Liebe zum Menschen, so wie ich sie in den letzten Jahren immer häufiger finde: in Alice Hasters präzisen Beobachtungen des deutschen Rassismus, im Begriff der *Desintegration* von Max Czollek oder in den intersektionalen Erzählungen Schwarzer Frauen von Bernardine Evaristo. Ich finde sie außerdem im Begriff des *revolutionären Lebens* bei Eva von Redecker oder im Vergegenwärtigen einer *Zukunft* bei Fridays for Future. Sosehr es mich immer wieder treibt, auf Nummer sicher zu gehen und an meinem Pessimismus festzuhalten, es braut sich ein intellektueller Widerstand zusammen, es werden Strategien und Taktiken diskutiert, die Lethargie der neoliberalen Generation scheint sich aufzulösen.

Mit dem Peng Kollektiv, das wir 2013 gegründet haben, erhoben wir die Suche nach den richtigen Taktiken und Strategien im jeweiligen historischen Kontext zu einer regelrechten Forschungsaufgabe. Wir schworen uns, nie offenzulegen, wie viele wir sind, wie wir heißen und was als Nächstes kommen mag, daher vermeide ich hier Details. Aber inspiriert von interventionistischer Performancekunst, investigativem Journalismus und Aktionen zivilen Ungehorsams sprangen wir immer wieder auf die großen gesellschaftlichen Themen, probierten uns mit Alliierten aus der Kunst- und Kultur-

produktion auf der Medienbühne aus und gaben unzählige Workshops für politische Gruppen und an Universitäten.

Die Erzählungen in diesem Buch handeln vom »subversiven Widerstand«. In den Geschichten geht es darum, Machtdiskurse zu unterwandern und Widerstand gegen diesen Schlachthof zu leisten, den wir als kapitalistische Sachherrschaft über Mensch und Natur kennen. Subversion und Widerstand als gezielte mediale Interventionen, die sich mit den aktuellen Verhältnissen nicht einverstanden geben wollen, sondern unser im Jetzt verfangenes Denken freisprengen, konkrete Utopien greifbarer und begehbarer machen sollen. Machtdiskurse verstehe ich dabei nicht als verschwörerische Hinterzimmertreffen von Leuten, die sich die Hände reiben und uns alle ausbeuten möchten, um reich zu werden. Nein, es sind die Strukturen, die Gesetze, das politische System, die es ermöglichen, so reich zu werden wie Jeff Bezos, so viele Waffen ins Ausland zu exportieren wie Rheinmetall oder so sehr die Klimakrise anzuheizen wie RWE, Volkswagen und die Bayer AG.

Sie sind aus meiner Perspektive erzählt und sind doch Geschichten von vielen. Nichts von dem, was ich erlebt habe, hätte ich alleine machen können. Es stehen unzählige Menschen hinter der Arbeit, Alliierte, Freund_innen, Kolleg_innen, insbesondere von Peng, die mit mir Nächte durchgearbeitet haben. Dass wir das gemeinsam erleben durften, dafür bin ich ihnen unendlich dankbar. Alles, was ich erlebt habe, könnte auch anders erzählt werden.¹

Dabei beziehe ich Position als jemand, der in einer gemütlichen Doppelhaushälfte mit Hibiskus im Vorgarten in einem westdeutschen Vorort aufwachsen durfte, während einige meiner Freund_innen im Sozialbau groß wurden. Ich spreche aus der Position eines Menschen, der sehr viel Glück hatte, mit einem deutschen Pass und weißer Haut geboren worden zu sein und – gepriesen sei die Statistik – vermutlich nie am

Arbeitsplatz sexuell belästigt wird. Als Schüler freute ich mich auf den Sommerurlaub auf Korsika und musste gleichzeitig miterleben, wie die Eltern meiner Jugendfreund_innen von der Ausländerbehörde getriezt wurden. Das waren auch die Freund_innen, die meiner Mutter Sorgen bereiteten, weil sie angeblich ein schlechter Einfluss für mich waren. Es waren die Freund_innen, die mir zeigten, dass wir nicht alle Gerechtigkeit erfahren. Die alle stumm wurden, als eine von uns etwas zu spät zu unserem Treffen kam, weil ihr Vater mit ihrem Kopf das Küchenfenster zerschlagen hatte. Die ich dazu verleitete, auf Autodächern rumzuspringen, als schnellen Ausweg aus diesem Schmerz. Die mir spiegelten, wer ich bin, und die mich von radikaler Demokratie träumen ließen. Es ist bis heute für mich kaum zu ertragen, dass ich Glück habe und andere nicht.

Mit meiner Arbeit versuche ich, diese Verzweiflung, so gut es geht, zu verarbeiten und an den Umständen etwas zu ändern. Mit Recherchen, mit Interventionen, mit Ausstellungen und Workshops. Natürlich haben viele Aktionen nicht den Weg in dieses Buch geschafft: wie meine Mitschüler_innen und ich uns am letzten Schultag als Security mit Knopf im Ohr verkleideten, wie wir Porträts des Schuldirektors in Diktatorenmanier im Gebäude aufhängten und alle Anwesenden in die Klassen jagten, weil er uns nicht wie üblich freigeben wollte. Wie wir einen fingierten Fanclub für meinen Universitätsdirektor gründeten und »Dieter Lenzen, mein Idol, noch viel besser als Helmut Kohl« bei seinen Reden sangen, bis er rot anlief, wenn er in die Mikros gegen uns ankrächzte. Wie meine Freund_innen in meiner Heimatstadt Häuser besetzten – die *FAZ* schrieb von Hausbesetzung light² – oder wie ich mit Greenpeace auf das Atomkraftwerk in Fessenheim kletterte, das fünf Jahre später endlich stillgelegt wurde.³

Das sind alles Geschichten, die hier keinen Platz finden. Zum Teil ganz willkürlich, einfach weil es zu viel wäre. Ein

paar Aktionen, hinter denen Peng steckt, habe ich aber auch nicht reingenommen, weil ich selbst nicht daran beteiligt war. Etwa das Projekt »Haunted Landlord«, bei dem ein Bot mitten in der Nacht Hausbesitzer_innen anrief. Der Minicomputer spielte ihnen Sounddateien von Menschen vor, die die Eigentümer_innen aus ihren Immobilien verdrängt hatten, um mehr Profit zu machen. Wie beim alten Onkel Scrooge wurden sie mit den Geschichten und der Frustration konfrontiert, für die sie verantwortlich waren. Oder die Polizeikarte »Cop-Map«, auf der nahende Polizeiwagen oder Überwachungskameras kollektiv markiert werden konnten. Das neue Polizeigesetz, das erheblich mehr Willkür aufseiten der Polizei ermöglicht, wurde bei jedem Interview zu der Skandalkarte kritisiert, von Polizeigewalt und Rassismus Betroffene wurden interviewt. Andere Aktionen erwähne ich hier nicht, weil ich bewusst entschieden habe, weder mich noch Peng damit öffentlich in Verbindung zu bringen. Ganz einfach, weil es in der Sache nichts beitragen würde oder im Gegenteil den bürgerlichen Anstrich, den eine Aktion haben soll, verschmudeln könnte.

Die Wahrscheinlichkeit, dass Krisen sich in Zukunft verdichten werden, ist hoch. Und während die einen sich in Krisen miteinander solidarisieren, nutzen andere die Krise, um ihre persönlichen Ziele durchzusetzen. Staatliche Datenschutzbehörden drücken ein Auge zu, wenn massenhaft Handydaten von Regierungen abgefangen werden. Menschen ohne europäische Aufenthaltserlaubnis werden in den Metropolen aufgegriffen und eingebuchtet. Private-Equity-Unternehmen kaufen die Häuser von Familien auf, die ihren Kredit nicht mehr bezahlen können, um sie ihnen teuer zu vermieten.

Zugleich existieren regressive und progressive Bewegungen immer parallel zueinander. Es besteht momentan eine nie dagewesene Chance, den klimaschädlichen Autosektor durch

neue Mobilitätskonzepte zu ersetzen. Technologisch ist es längst möglich, in globalen Lieferketten sorgfältig mit Menschen- und Umweltrechten umzugehen. Die weltweit zunehmenden Dürren lassen langsam die Politik aufhorchen, wenn es um ökologische Kleinbäuer_innenmodelle geht, und fast jedes große Medienhaus hat mittlerweile dezidierte Klima-journalist_innen. Auch die globale Cypherpunk-Szene ist nicht schwächer geworden, und es werden immer mehr Alternativen zu überwachungsanfälligen Handys entwickelt.

Große historische Brüche sind meistens nur retrospektiv zu erklären, sei es die Französische Revolution, der Fall der Mauer oder der Arabische Frühling. Ich vermute, dass wir einen erneuten historischen Bruch ansteuern, nur ist offen, ob er zu mehr sozialökologischer Gerechtigkeit oder zu einer Faschisierung des Kapitalismus tendieren wird. Das Wissen, das es braucht, um eine gerechtere Welt anzustreben, ist in verschiedensten Lesarten weitgehend da. Was häufig fehlt, sind Strategien und Taktiken, um die kommenden Grabenkämpfe konkurrierender Ideologien auszufechten. Zur Entwicklung dieser Taktiken und Strategien möchte ich Sie einladen. Und während mein pessimistisches Ich uns freundlich daran erinnert, dass Hoffnung der erste Schritt auf der Straße der Enttäuschung ist, sucht mein optimistisches Ich nach neuen Trampelpfaden. Denn wenn die Hoffnung stirbt, geht es trotzdem weiter.

Schuld und Sahne

Der eigentliche Tortenwurf dauerte vom Drücken der Türklinke bis zur Sahne auf dem Gesicht von Beatrix von Storch nur sieben Sekunden. Der Mann am Platz direkt hinter der Tür lächelte freundlich, als ich mit meinem frisch geschminkten Clownsgesicht, der goldpaillettierten Mütze aus der Berliner Klamottenkiste und meiner rot-weiß gestreiften Hose den Raum betrat. Etwa 20 Köpfe drehten sich zu mir um. Um nicht weiter aufzufallen, sang ich laut drauflos, Happy Birthday. Ich musste mit den zwei Torten, eine in jeder Hand, nur noch neun gemütliche Schritte gehen bis wo die Chefin saß. Musste vorbei an den erfreut schauenden Gesichtern (Oh, Chefin hat Geburtstag?) der führenden AfD-Riege (alle gefühlt 80 Jahre alt), die gekommen war, um das Parteiprogramm für ihre erste Bundestagswahl zu besprechen und interne Machtkämpfe auszufechten. Vorbeizwängen an der Plastikstuhlreihe und der Rauntrennwand, alles ganz normal wirken lassen. Acht Meter noch.

Da saß sie, am Ende des Tisches. Die Enkelin mütterlicherseits von Adolf Hitlers Reichsminister der Finanzen, Johann Ludwig Graf Schwerin von Krosigk. Dem Mann, der 1933 das Ermächtigungsgesetz unterschrieb, der für die »fiskalische Verfolgung und Ausplünderung der Juden« und die »völkerrechtswidrige Geldbeschaffung und Geldwäsche in Europa« maßgeblich verantwortlich war.¹ Die Enkelin auch des SA-Nazis Nikolaus von Oldenburg, der Himmler 1941 anbettelte, nach dem Endsieg im Osten »größere Güter« einkaufen gehen zu können.² Sie, heute also AfD-Vizechefin.

Hatte sie denn nichts gelernt, nichts aufgearbeitet?³ Sie saß da in Kassel, am 28. Februar 2016, im kargen Konferenzraum im Keller des Pentahotels, abgehängte Decken, Klimaanlage. Wo am Abend zuvor eine Deutsche-Schäferhund-Halter_innen-Versammlung stattgefunden hatte. Sie saß da und fragte sich vermutlich, warum wohl ein Clown mit einer Torte in jeder Hand fröhlich singend auf sie zukam. Ob die wohl für sie seien? Oder für ihren Klimawandelleugner-Kollegen Albrecht Glaser vielleicht, der neben ihr saß? Fünf Meter noch, dann sollte sie es wissen.

Beatrix von Storch hatte gerade einen Mediencoup gelandet, nachdem sie vorgeschlagen hatte, auch auf Frauen und Kinder an der Grenze zu schießen. »Wer das HALT an unserer Grenze nicht akzeptiert, der ist ein Angreifer«, schrieb sie auf Facebook. »Und gegen Angriffe müssen wir uns verteidigen.«⁴ Auch ihre damalige Parteikollegin Frauke Petry rief die Polizei auf, bei illegalen Grenzübertritten »notfalls auch von der Schusswaffe Gebrauch [zu] machen«. So stehe es im Gesetz, sagte sie dem *Mannheimer Morgen*.⁵

Anfang 2016 war der Höhepunkt der AfD-Strategie erreicht, die daraus bestand, gezielt moralische Grenzen zu überschreiten, um empörte Journalist_innen vor ihren Karren zu spannen. Und das funktioniert jedes Mal: Ohne sie auszusprechen, deutet Storch eine Mordphantasie an, die aufgeklärten Redaktionsstuben sind empört, schlucken aber ihre Wut runter und berichten dann fachlich korrekt und wertungsfrei, was passiert sei. Leser_innen sehen die Meldung und klicken drauf, weil es irre und spannend und empörend ist. So kommt es, dass auch mehr Werbung gesehen wird und die Verlagsleitungen sich freuen, da sie mehr Geld damit verdienen. Es ist das traurige Spiel der liberalen Medien im Kapitalismus als Verstärker der neuen faschistischen Partei. Dreieinhalb Meter, Happy Birthday to youuu.

Zwei Wochen zuvor blinkte auf meinem Handy eine neue Nachricht. Ich hatte eine E-Mail weitergeleitet bekommen, ohne Betreff, ohne Kontext. Ich wollte sie erst löschen, weil so was eben meistens Spam ist. Ich zeigte sie wenig später beim Mittagessen beiläufig einer Kollegin. Meine Peng-Mitstreiterin schaute noch mal genau hin. Ihr war trotz der wenigen Details sofort klar: Der Absender schien selbst aus der AfD zu sein, hatte offenbar eine interne E-Mail des Vorstands an mich weitergeleitet. In solchen Momenten, wenn ich das Gefühl habe, dass was Besonderes passiert und ich noch nicht weiß, ob es gut oder schlecht ist, spüre ich ein Ziehen direkt unterm Brustkorb. Warum schickte die_der anonyme Absender_in derart bizarre Interna? Mir, der kein ausgebildeter Journalist war und gerade mit seinem aktionskünstlerischen Kollektiv zu innereuropäischer Fluchhilfe aufgerufen hatte? In der Mail diskutierten Glaser und Storch, damals Vorsitzende des Programmausschusses der Partei, über die bestmöglichen Strategien, ihre Inhalte zu bewerben. Ort und Zeit eines Treffens in Kassel mit dem versammelten Ausschuss standen dort, Parteiprominenz aus ganz Deutschland sollte extra anreisen, der aktuelle Entwurf des Programms war angehängt.

In meinem Postfach lag offenbar ein kleiner Scoop! Die interne AfD-Medienstrategie, auf die die Presse immer wieder reingefallen war – das war der Beweis. Der Plan zur Ausnutzung einer Schwachstelle im System des journalistischen Marktes, der von Klicks und Gefühlen abhängt. Der Grund, weshalb diese Neonazis immer und immer wieder hochgeschrieben werden, schwarz auf weiß in nüchternen Worten ausformuliert: In dieser Mail stand, wie die AfD die Journalist_innen manipulierte. »Asyl und Euro sind verbraucht, bringen nichts Neues«, schrieb Storch. »Die Presse wird sich auf unsere Ablehnung des politischen Islams stürzen wie auf kein zweites Thema des Programms.« Na, liebe Beatrix, si-

cherlich nicht, dachte ich, nachdem ich diese Mails an die Presse weitergeleitet hatte. »Wir müssen das Thema Islam mit einem Knall öffentlich machen!«, schrieb sie weiter. »Wenn wir das – noch dazu in unverbindlicher Fragemanier – vorwegnehmen, machen wir einen kommunikativen Fehler.«⁶ Das war eine Warnung an alle Redaktionen. Finally! Drei Meter. Sie schaut mich an.

Wir gaben also die Informationen dem Recherchezentrum *Correctiv* in Berlin. Es veröffentlichte die wichtigsten Inhalte der E-Mail, beschrieb die Strategie, besprach das Parteiprogramm. Der *Spiegel* zog nach⁷, nun war es öffentlich: Die AfD plante, die Medien über das Islam-Stöckchen springen zu lassen. Ich war mir sicher: Damit war die Presse geimpft. Wenn eine Redaktion – so empört und klickzahlenabhängig sie auch sein mag – liest, wie sie instrumentalisiert wird, sollte es schon gut gehen, dachte ich ... Und irrte mich. Die Zeitungen waren schlagartig voll vom nächsten Schritt der AfD, der neue Rassismus, als Religionskritik getarnt, wurde wie ein Lauffeuer von allen brav gemeldet. Der Informant, der offenbar in einen Machtkampf innerhalb der AfD verstrickt war oder eine persönliche Kränkung erlebt hatte – so genau werde ich es nie erfahren –, hatte mir geschrieben, er könne die Informationen natürlich auch direkt der Presse geben. Aber bei uns sei er sicher, dass wir damit mehr machen würden, als wieder nur darüber zu berichten und damit die AfD als tonangebend zu präsentieren. Zwei Meter. Zwei Torten.